

Übersetzen statt vernichten: „Moralische Empfindungen, die bisher nur in religiöser Sprache einen hinreichend differenzierten Ausdruck besitzen, können allgemeine Resonanz finden, sobald sich für ein fast schon Vergessenes, aber implizit Vermisstes eine rettende Formulierung einstellt. Sehr selten gelingt das, aber manchmal. Eine Säkularisierung, die nicht vernichtet, vollzieht sich im Modus der Übersetzung. Das ist es, was der Westen als die weltweit säkularisierende Macht aus seiner eigenen Geschichte lernen kann.“

*Jürgen Habermas, Dankesrede „Glauben und Wissen“
zum Friedenspreis 2001*

Impuls

1. Übersetzungen seien wie Frauen: entweder treu oder schön (so ein Bonmot von Voltaire). Das mag eine elegante Formel sein für den Streit zwischen Originaltreue und ästhetischer Wirkung, aber es gibt die Vielfalt dessen, was beim Übersetzen geschieht, nicht wieder.
2. Differenzierter darum Johann Wolfgang von Goethe: „Es gibt zwei Übersetzungsmaximen: die eine verlangt, dass der Autor einer fremden Nation zu uns herüber gebracht werde, dergestalt, dass wir ihn als den Unsrigen ansehen können; die andere hingegen macht an uns die Forderung, dass wir uns zu dem Fremden hinüber begeben, und uns in seine Zustände, seine Sprachweise, seine Eigenheiten finden sollen.“ Beide Übersetzungsprinzipien haben etwas gemeinsam. Ob wir den Autor nun zu uns herüber oder ob wir uns zu ihm bringen – in jedem Fall müssen wir ans andere Ufer „über-setzen“. Wir betonen vielleicht zu oft die letzte Silbe „**Übersetzen**“. Damit bekommt es etwas abschließend Sitzendes. Während die Betonung auf der ersten Worthälfte „**Übersetzen**“ den ursprünglichen Vorgang beschreibt: Das Übersetzen einer Fähre. Es bewegt sich etwas, um zur anderen Seite zu kommen. Übersetzer und Dolmetscher sind Brückenbauer, die getrennte Ufer – Menschen und Kulturen – miteinander verbinden. Doch wie muss die Brücke konstruiert sein, damit der Austausch funktioniert? Wie gelangt das Übertragene an das andere Ufer, und was wird dort aufgenommen?
3. Jeder zu übersetzende Text nämlich ist auf Deutung angewiesen, und die von jedem Übersetzer unbedingt zu erbringende intellektuelle Eigenleistung ist die Interpretation – sie ist zugleich die am häufigsten übersehene, unverständene, missachtete oder sogar verbotene übersetzerische Leistung. Wer übersetzt muss entscheiden, was die "Dominante" eines Textes ist, die in der Übersetzung unbedingt erhalten bleiben muss. Beispiel: Goethe, der selbst ein leidenschaftlicher Übersetzer war, sah die Grundfrage des Übersetzens nicht wie Voltaire in der Entscheidung zwischen treu oder schön, sondern zwischen wörtlich oder sinngemäß. Am Beispiel des Johannes-Prologs analysierte Goethe das Problem im "Faust" als "Übersetzungswissenschaft in Versen":

Mich drängts, den Grundtext aufzuschlagen,
Mit redlichem Gefühl einmal
Das heilige Original
In mein geliebtes Deutsch zu übertragen.

Geschrieben steht: "Im Anfang war das Wort!" (griech.: logos)
Hier stock ich schon! Wer hilft mir weiter fort?
Ich kann das Wort so hoch unmöglich schätzen,
Ich muss es anders übersetzen.

Wenn ich vom Geiste recht erleuchtet bin.
Geschrieben steht: "Im Anfang war der Sinn."
Bedenke wohl die erste Zeile,
Dass deine Feder sich nicht übereile!

Ist es der Sinn, der alles wirkt und schafft?
Es sollte stehn: Im Anfang war die Kraft!
Doch, auch indem ich dieses niederschreibe,
Schon warnt mich was, dass ich dabei nicht bleibe.

Mir hilft der Geist! Auf einmal weiß ich Rat
Und schreib getrost: "Im Anfang war die Tat!"

Dieses Faust-Zitat demonstriert die Möglichkeit, ein und dasselbe Wort mehrfach zu verstehen, zu empfinden, zu deuten – und dass es erforderlich ist, beim Eindeutschen fremder Texte nach Entsprechungen zu suchen, die weniger der unzuverlässigen Hülle, dem "Chamäleon Wort", folgen, sondern nach seinem Innenleben, nach dem Sinn trachten, der das Wort erfüllt, und nach dem Geist, der das Wort geprägt hat. Ein Wort kann unterschiedliche Bedeutungen besitzen. Welcher soll der Übersetzer treu sein? Schon Goethe wies darauf hin:
Jede Übersetzung ist Interpretation.

4. Es geht also nicht wie beim Google Übersetzungs-Programm um eine genaue eins zu eins Variante. Denn der Leser der Übersetzung besitzt einen anderen kulturellen Hintergrund als der Leser des Originals. Bei einer mechanischen Kopie, einer Wort-für-Wort-Übersetzung, würde ein Leser mit einem anderen kulturellen Kontext Vieles nicht und Vieles in verzerrtem Sinne verstehen.
5. Wer übersetzt sollte Experte sein für die Ausgangs - und Zielkultur und damit der interkulturelle Kommunikator sein. Sprachbarrieren sind auch Verständnis-, Wissens- und Kulturbarrieren, die der Überbrückung von kulturellen Gegebenheiten bedürfen. Das Verstehen und Übertragen eines Textes bedeutet neben dem Begreifen von Worten und Strukturen auch, das Gemeinte als Teil einer Soziokultur zu erfassen: "Die Wörter sind richtig übersetzt, die Worte gehen darüber zugrunde", (Hans Vermeer 1980er Jahre)
6. Die Geschichte des Übersetzens und Dolmetschens: Im ägyptischen Alten Reich glaubte man an die überirdischen Kräfte des Dolmetschers, der nicht nur zwischen Menschen, sondern auch zwischen Menschen und Göttern vermitteln konnte. Für uns wichtig aber ist: Nach dem Sturz der maurischen Herrschaft in Toledo (1085) wurden die dortigen Bücherschätze für christliche Gelehrte zugänglich. Es setzte eine Übersetzungswelle aus dem Arabischen ins Lateinische ein. Europa konnte dadurch von den arabischen Wissenschaften und – über diese – von den Leistungen der Antike profitieren, was sich in der Gründung erster europäischer Universitäten widerspiegelt.
7. Als grundlegend für die deutsche Übersetzungswissenschaft erwiesen sich die Auffassungen von Martin Luther (Bibelübersetzung), Friedrich Schleiermacher (Übersetzung philosophischer Texte) und Wilhelm von Humboldt (Übersetzung

künstlerischer Texte).

Luther: im "Sendbrief vom Dolmetschen" aus dem Jahre 1530: "man mus die mutter jhm hause/ die kinder auff der gassen/ den gemeinen mann auff dem marckt drumb fragen/ und den selbigen auff das maul sehen/ wie sie reden/ und darnach dolmetzchen/ so verstehen sie es den/ und mercken/ das man Deutsch mit jn redet." Luthers "verdeutschende" Übersetzungsmethode fokussierte mit der Forderung, "dem Volk aufs Maul zu sehen", auf die Zielsprache und die Zielkultur. Man nennt diese Übersetzungsstrategie auch "Domestizierung" oder "Einbürgerung".

Friedrich Schleiermacher, Professor für Theologie an der Berliner Universität.

unterschied erstmals zwischen dem Dolmetschen, das sich auf Texte des Geschäftslebens bezieht, und dem Übersetzen, das mit Texten aus Wissenschaft und Kunst zu tun hat. Für ihn stellten Texte, in denen die Sprache nur Mittel ist, um Sachverhalte zu transportieren, andere Übersetzungsprobleme als Texte, in denen die Sprachform mit dem transportierten Inhalt eine Einheit höherer Ordnung bildet (künstlerische Texte). Anders als bei Sachtexten sei die "Textwirklichkeit" dichterischer und philosophischer Texte nicht an Gegenständen und Sachverhalten außerhalb der Textwirklichkeit mess- und eventuell korrigierbar. Man müsse dem Leser den "Geist der Sprache" des Originals auch in der Übersetzung vermitteln, forderte er. Denn anders sei "Geist der Sprache" aus der Ausgangskultur nicht in die Zielkultur zu retten.

Wilhelm vom Humboldt (1816) unterschied (bei seiner Übersetzung des Agamemnon aus dem Griechischen) zwischen "Fremdheit" und "Fremde": "Solange nicht die Fremdheit, sondern das Fremde gefühlt wird, hat die Übersetzung ihre höchsten Zwecke erreicht; wo aber die Fremdheit an sich erscheint, und vielleicht gar das Fremde verdunkelt, da verräth der Uebersetzer, dass er seinem Original nicht gewachsen ist." Und: "Die Verschiedenheit der Sprachen ist nicht eine von Zeichen, sondern eine Verschiedenheit der Weltansichten selbst (...) Die Erlernung einer fremden Sprache sollte daher die Gewinnung eines neuen Standpunkts in der bisherigen Weltansicht sein...".

8. Ein Vorschlag (Er stammt von dem Theologen Jürgen Ebach): ÜBERSETZTEN sollten wir als Imperativ verstehen: ÜB- ERSETZEN. Denn der Transfer von Worten aus einer Sprache in eine andere ist nicht ohne Verluste auf der einen und nicht ohne Risiken und Nebenwirkungen behaftete Hinzufügungen auf der anderen Seite zu haben. Ersatz reicht nicht an das zu Ersetzende heran. ÜB-ERSETZEN heißt: Man ist nicht mit einem Mal fertig, man muss allemal weiter üben. Und: Man kann sich ja einmal fragen, warum manche Übersetzungen lieber von Übertragungen sprechen: ÜB-Ertragen?- Ebach schreibt: „Und womöglich ist eine weitere Variante nicht nur ein Kalauer: ÜB ER Setzen! – Der komplementäre Imperativ wäre: ÜB-Sie-Aufstehen.“
9. Turmbaugeschichte. *1 Es hatte aber alle Welt einerlei Zunge und Sprache. 2 Als sie nun nach Osten zogen, fanden sie eine Ebene im Lande Schinar und wohnten daselbst. 3 Und sie sprachen untereinander: Wohlauf, lasst uns Ziegel streichen und brennen! - und nahmen Ziegel als Stein und Erdharz als Mörtel 4 und sprachen: Wohlauf, lasst uns eine Stadt und einen Turm bauen, dessen Spitze bis an den Himmel reiche, damit wir uns einen Namen machen; denn wir werden sonst zerstreut in alle Länder. 5 Da fuhr der HERR hernieder, dass er sähe die Stadt und den Turm, die die Menschenkinder bauten. 6 Und der HERR sprach: Siehe, es ist einerlei Volk und einerlei Sprache unter ihnen allen, und dies ist der Anfang ihres Tuns; nun wird ihnen nichts mehr verwehrt werden können von allem, was sie sich vorgenommen haben zu tun. 7 Wohlauf, lasst uns herniederfahren und dort ihre Sprache verwirren, dass keiner des andern Sprache verstehe! 8 So zerstreute sie der HERR von dort in alle Länder, dass sie aufhören mussten, die Stadt zu bauen. 9 Daher*

heißt ihr Name Babel, weil der HERR daselbst verwirrt hat aller Länder Sprache und sie von dort zerstreut hat in alle Länder. Mose 11,1-9 Wenn wir wörtlich übersetzen, beginnt die Geschichte so: „Es war einmal so gekommen“. Die Geschichte erzählt nicht von einem Urzustand, sondern von etwas, was „gekommen“ ist, was nicht immer so war. Im Kapitel vorher heißt es, dass sich ihre Nachkommen nach „ihren Ländern, Sprachen, Geschlechtern und Völkern“ auf der Erde ausgebreitet haben (1.Mose 10,5.20.31). Es gab also schon die vielen Sprachen und Völker. Was in der Turmbaugeschichte erzählt wird, ist keine Erinnerung an eine gottgegebene Ur- oder Einheitssprache, auch wenn es im Text heißt: „Alle Welt hatte einerlei Zunge und Sprache“.

Diese Einheitssprache, „Einerlei Zunge und Sprache“ – meint eine einlinige und eindeutige Kommunikation. Wenn man es genau übersetzt, dann geht es gar nicht um „Sprache“ - die wir meinen - um Deutsch, Englisch, Französisch Chinesisch oder Hebräisch. Sondern um „programmieren“, gut vergleichbar mit der heutigen Computer-“sprache“. Sie ist letztlich Mathematik. Da gibt es nur die Zahlen 0 und 1, und mit einer unendlichen Kombination dieser Zahlen lassen sich unzählig viele eindeutige Informationen weitergeben. Da gibt's nichts zu interpretieren, da gibt es keine offene Stelle, die man so oder so verstehen kann. Auch bei der Turmbaugeschichte geht es um Eindeutigkeit. Aber die gibt es nicht. Aus der Vielfalt von Sprachen und Völkern wird eine Sprache und ein Volk gemacht. Das ist ein zerstörerischer Kraftakt, weil aus der bunten Blütenpracht unterschiedlichster Formen eine Monokultur wird. Die Gewalt über die Sprache ist der erste Schritt, Menschen auf Linie zu bringen. Die Verwirrung der Sprache in der Babelgeschichte versteht sich als Rettung vor verordneter Sprachreduktion! Rettung der Vielfalt, Rettung multikultureller Beziehungen, und nicht Austausch von Parolen oder Befehlen. So dass man von dieser Geschichte her sagen kann:

Übersetzen ist Arbeit an der Rettung von Vielfalt, auch der Wahrnehmungsvielfalt.

So spricht denn auch die Pfingstgeschichte (Apostelgeschichte 2), als Gegenbild zum Turmbau von Babel davon, dass viele Sprachen einander wieder verstehen – aber gerade nicht, indem eine Einheitssprache, eine Monokultur entsteht, sondern die Jünger hören und verstehen je in ihrer eigenen Sprache, weil sie eines Geistes sind, sagt der Text. Eines Geistes sein heißt eben nicht in einer Uniform stecken. Und dies sei der Geist des Verstehen-Wollens, des Zuhörens, der Resonanz, alles Haltungen, die man zum Übersetzen braucht. Mehrstimmigkeit als ein Gewinn, aber bezogene Mehrstimmigkeit. Vielleicht ist auch das Übersetzen.

2. Gespräch

Wieso „Übersetzen“ ein Lebenswert sei? Mit dieser Frage begann das Gespräch, zumal in jeder Übersetzung ja bereits eine Veruntreuung des Originals schlummere. (Daher z.B. Verbote, heilige Schriften in andere Sprachen zu übersetzen) Ob „Heilige“ oder „Unheilige“ Schriften, jede Übersetzung bringe unvermeidbar eine mehr oder weniger gravierende Änderung des Originaltextes mit sich. Im zweiten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung gab es im Judentum das Bestreben, die hebräische Bibel in die damals gängige griechische Umgangssprache zu übersetzen. Das Unternehmen dauerte gute hundert Jahre. Um dieses Werk zu legitimieren, brauchte es eine Legende: Die Übersetzung ins Griechische sei vom Geist Gottes inspiriert, da sie auf einem Wunder basiere. Siebzig Gelehrte hätten den hebräischen Text unabhängig voneinander ins Griechische übersetzt. Das Ergebnis seien

siebzig identische Übersetzungen gewesen. Diese Legende legitimierte die griechische Übersetzung als „Heilige Schrift“ und ermöglichte ihren kultischen Gebrauch. Das heutige Judentum verwendet allerdings wieder die hebräische Originalfassung. Wir verweisen auf die doppeldeutige Übersetzungsmöglichkeit des griechischen Wortes von *paradidonai* (tradere im Lateinischen), das so viel wie *übergeben, ausliefern, verraten* bedeuten kann. Es gebe eben immer, so ein Beitrag, in jedem Text den sogenannten „unübersetzbaren Rest“. Es müsse diese Fremdheit immer bleiben, weil genau sie davor bewahre, einen Text an das jeweilige Interesse des Übersetzers und seiner Gegenwart auszuliefern.

Man könne freilich auch fragen, **was leistet „Übersetzen“ im Idealfall?** Es mache Fremdes verstehbar und damit kommunikel. Sprecher (Autor) und Hörer (Leser) können einander verstehen. Das braucht nicht nur eine *fremde* Sprache zu sein. Es gebe auch in der eigenen Kultur Fachsprachen, Jugendsprachen oder Bandensprachen.

In einer Zeit, da viele „Systeme“ nebeneinander her jeder ihre eigene Sprache sprechen, seien „transversale“ (Wolfgang Iser) Fähigkeiten sehr gefragt, also die intersystemische Vermittlung von ursprünglich völlig getrennten Bereichen.

Es gebe dabei **verschiedene „Übersetzungstypen“**: Von der Wort für Wort Übersetzung (Interlinear), über die wörtliche Übersetzung (Der Ziltext ist dann verständlich, aber sein Sinn oder seine Funktion noch lange nicht) und die philologische Übersetzung (vollständige Erklärung des Sinns), die kommunikative Übersetzung (Verständlich machen wollen beim Empfänger) und schließlich die bearbeitende Übersetzung, die den Ausgangstext bewusst verändert.

Wir konstatieren: **Übersetzer und Dolmetscher sind Brückenbauer, die getrennte Ufer – Menschen und Kulturen – miteinander verbinden. Doch es bleiben immer die Fragen: Wie muss die Brücke konstruiert sein, damit der Austausch funktioniert? Wie gelangt das Übertragene an das andere Ufer, und was wird dort aufgenommen?**

Auf jeden Fall unternehme es der Übersetzende, sich mit dem Text, der übersetzt werden soll, ins Einverständnis zu setzen. Dabei sei keinesfalls grundsätzlich voraussetzen, daß eine solche Verständigung gelingen wird.

Wir vermuten: **Die Vorbedingung jeglichen Übersetzens sei eine Art „Vertrauensakt“** – nämlich, dass es um sprechende oder schreibende Menschen geht, also um eine Spezies, die in ihren Verstehenshandlungen grundsätzlich ähnlich oder analog sein werden. Man simuliert dann sozusagen einen vorzeitlichen und paradiesischen Zustand von möglicher Verstehbarkeit.

Nur so sei ein Übersetzer wie Walter Benjamin zu verstehen, wenn er sagt: *„Jene reine Sprache, die in fremde gebannt ist, in der eigenen zu erlösen, die im Werk gefangene in der Umdichtung zu befreien, ist die Aufgabe des Übersetzers.“* (...) *„Die wahre Übersetzung ist durchscheinend, sie verdeckt nicht das Original, steht ihm nicht im Licht. Sondern lässt die reine Sprache, wie verstärkt durch ihr eigenes Medium, nur um so voller aufs Original fallen.“* Man kann diese Vermutung kritisch sehen und sagen, dieser benjaminsche Übersetzer sehne sich letztlich danach, selber hinübersetzt zu werden: Über-Setzung ist Meta-Physik sozusagen.

Übersetzung ist im Sinne Benjamins also nicht einfach ein Übertragen von Inhalten, sondern sie richtet sich, wie schon angedeutet, auf jenes „unfassbare Mehr“ Benjamin nennt das „reine Sprache“. Dem sekundiere der Talmud, wenn er mahnt:

„Wer einen Schriftvers wörtlich übersetzt, ist ein Lügner, und wer hinzufügt, ist ein Verleumder und Gotteslästerer.“¹.

Noch einmal die Frage: Wie kann man überhaupt übersetzen?

Man müsse eben zwei Herren dienen, nämlich der Sprache aus der übersetzt wird, und der Sprache, in die hinein man übersetzt. Erst eine „Vermählung beider Sprachgeister“ sei eine gelungene Übersetzung.

Dazu müsse man wohl beide Sprachen wirklich sprechen und sie in ihrer Gesprochenheit erfahren, so die Bibelübersetzer Buber und Rosenzweig.

Sie zeigen das an der Wiedergabe des „Tetragramms“, des unaussprechlichen vierbuchstabigen Gottesnamens, den die Autoren eben nicht als einen Ausdruck des Seins empfinden (Gott gibt es nicht), sondern eines Daseins, einer Präsenz, eines Bei-uns-Schwebens sozusagen; Aufleuchten seiner Präsenz, die sich aber nicht zeigt oder entbirgt, sondern im Verborgenen bleibt.

Und so konstatiert denn auch der Schriftsteller **Patrick Roth**, dass heute **nicht so sehr die Übersetzung der Sprache der heiligen Texte notwendig sei, sondern die Übersetzbarkeit ihres Geistes**. Dahin seien die neuen Übersetzungen denn auch ein Schritt, „ein Riesenschritt, aber nur auf die Insel in der Mitte des Flusses. Noch ist nicht ganz übersetzt, noch hat man nicht übergesetzt ans neue Ufer, zum gefährlich vergessenen Ziel. Vielleicht ist die Ära der Notwendigkeit der philologischen Übersetzung vorüber. Dringlicher wäre es künftig, auf der Basis solch großer Übersetzungsleistungen eine *Übersetzung der Inhalte* mit anderen Mitteln – durch andere Mittler – zu suchen. Ziel wäre es, die heiligen Bilder und Inhalte im Individuum wieder anzufachen, sie lebendig zu erfahren. Das kann keine Übersetzung im herkömmlichen Sinne. Ziel ist das Herz des Lesers, der den heiligen Text erhören, das Licht seines Sinns – nicht allein rational, auch sinnlich, über den Körper, durchaus empirisch – aufnehmen könnte und so in der Dunkelkammer der Seele, geduldig ihn sichtigend, entwickeln könnte, was aus bloßer Stabenschicht gedruckter Seiten zu ihm heraufwachsen will, ihm offenbart zu werden“.

Wolfgang Teichert Mai 2018

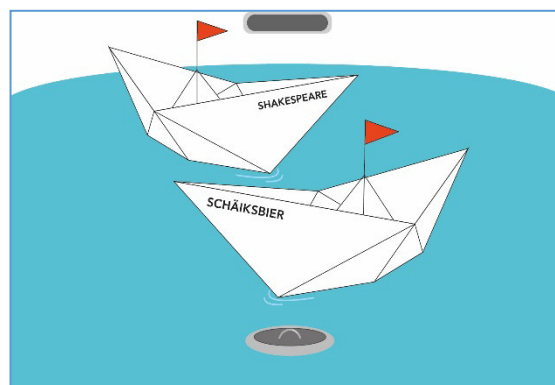


Illustration: Annika Dumanov

¹ Talmud Bavli, Traktat Quiddushin, Bl.49a